

Joschka Fischer in Nahost: Bloß kein „törichtes Langohr“ sein

## Der Minister aus Dingsda

Israelis und Araber zeigen dem EU-Ratspräsidenten, daß er ihnen nicht wichtig ist – dieser regt sich keineswegs auf, zumal auch er Wichtigeres kennt

Von Josef Joffe

**Kairo**, im Februar – So könnte eine Provinzbühne Beckett oder Ionesco inszenieren. Der Ort des Geschehens ist Gaza, die Als-ob-Hauptstadt Palästinas, die Zeit irgendwann nach Mitternacht. Das Publikum und die Schnauzbärte mit den Kalaschnikows warten seit zwei Stunden. Sie starren auf die karge, grell ausgeleuchtete Kulisse: zwei Pulte, sonst nichts. Und warten. Endlich kommen die beiden einzigen Darsteller, links der deutsche Außenminister Joschka Fischer, rechts der Autonomie-Präsident Jassir Arafat. Es beginnt ein Ritual, das Arafat schon tausendmal wiederholt und Fischer bereits so virtuos verinnerlicht hat, als hätte er schon zu Genschers Zeiten die Statements entworfen.

Arafats Unterlippe zittert vom Parkinson, als er die Israelis zum tausendsten Mal der Sabotage am Friedensprozeß bezichtigt, den Europäern aber tremelnd für die Hilfe dankt, die „wir nie vergessen werden“. Fischer kennt diesen Eröffnungszug und kontert ihn mühselos; er, der hier nicht nur für Bonn, sondern auch für die EU spricht, darf sich nicht von den Palästinensern als Parteigänger einspannen lassen. Also ignoriert er die Israel-Schelte und dozert milde: „Der Friedensprozeß ist schwierig, aber wichtig, und wir Deutsche unterstützen ihn mit Nachdruck.“

### Ein Witz in Syrien

So – oder so ähnlich – hat er es tags zuvor schon Ministerpräsident Benjamin Netanjahu in Jerusalem gesagt; so wird er es in den nächsten Tagen in Beirut, Damaskus, Amman und Kairo wiederholen. Immer wieder, immer freundlich, immer verbindlich. Und er wird hinzufügen, warum Deutschland sein Gewicht weder in diese noch in jene Waagschale werfen werde: „Wir Europäer wollen die USA im Friedensprozeß nicht ersetzen; *we just play a minor role*“, wir spielen nur eine untergeordnete Rolle, wie er es dem syrischen Außenminister praktischweise gleich auf Englisch sagt. In fünf Tagen läßt Fischer sich durch sechs Länder wirbeln; die Verspätungen häufen sich dabei von Hauptstadt zu Hauptstadt immer weiter auf.

Pressekonferenzen mit Arafat sind Veranstaltungen von berechenbarem Inhalt. Sie laufen nach dem immer gleichen Skript ab, aber weil dieser Außenminister noch ganz frisch ist, wollen Arafats Leute es noch einmal ausprobieren und haben deshalb in dem zugigen Raum des *President's Office* die richtigen Leute mit den richtigen Fragen postiert. Vielleicht können die dem Deutschen, der auf dieser Reise auch als EU-Ratspräsident auftritt, doch eine Antwort entlocken, die sich irgendwie für die palästinensische Sache nutzen läßt. Wie man denn die Israelis endlich davon abbringen könne, das Wye-Abkommen zu blockieren? Fischer pariert so glatt, als hätte er auch diese Antwort hundertfach geübt: „Wir müssen auf alle Staaten einwirken.“ Jeglicher Druck sei sowieso zum Scheitern verdammt, will er sagen, und deshalb



ARAFAT MACHT SEINEN ERÖFFNUNGSZUG, und Fischer darf ihn kontern: die Pressekonferenz im „President's Office“ von Gaza, eine Veranstaltung, die nach dem immer gleichen Skript abläuft.  
Photo: Reuters

sind „Gespräch, Verhandlung und Überzeugung der beste Weg“. Außerdem: „Weder Präsident Arafat noch Premier Netanjahu wird sich durch mich oder irgendjemanden unter Druck setzen lassen.“

So spricht einer, der sehr wohl weiß, daß nur „törichte Langohren“ (Fischers Ausdruck) kühneren Schrittes durch den Nahen Osten eilen würden, zumal „Langohren“ mit deutschem Paß. Also schützt Fischer überall, ob in Gaza, Damaskus oder Kairo, Schwäche und Bescheidenheit vor. Ein wandelndes Anti-Wilhelmismus-Programm ist dieser deutsche Außenminister.

Fischer ist anders als Genscher und Kinkel: Er ist präzise selbst im Unbestimmten; er sagt nicht das eine, wenn er in Wahrheit das andere will. Wenn er ausweicht in die ausgewogenen Kadenz,

weiß der halbwegs aufmerksame Zuhörer genau, welches Dilemma ihm die Zunge führt, welche Interessen alle bedacht und berücksichtigt werden müssen. Der Code ist transparent. Er höllert und biedert nicht; lieber blinzelt er ironisch über die goldene Brille und gibt den liebenswerten Lausbub, der, fast 51, endgültig die berüchtigten Turnschuhe mit Westenanzug und Siegelring vertauscht hat.

Der spitzbübische Charme, in den sich Fischer wickelt, muß den syrischen Außenminister nachgerade dazu verführen, ihm eine hübsche Vorlage für einen Gag zu servieren. Wieviel einfacher es doch sei, mit ihm, dem Neuen, zu reden, als mit der alten Bonner Regierung, lobt Faruk Shara'a. „Da sehen Sie mal“, schießt Fischer zurück, „wie nützlich es ist, ab und zu die Regierung zu wechseln.“ Sha-

ra'a lächelt – sehr gequält. Eine solche Rückhand erfordert entweder Mut oder die leidenschaftliche Lust am Witzchenreißen in einem Land, wo das Regime des Präsidenten Hafis Al-Assad seit 30 Jahren jeglichen Machtwechsel mit größter Brutalität verhindert hat. Aber in diesen Tagen ist man entspannt in Damaskus, hatte der Diktator doch gerade ein Referendum gewonnen, das ihn mit den üblichen 99,8 Prozent im Amt bestätigte. Und so sieht Damaskus aus wie eine christliche Stadt zu Weihnachten, mit Lampion- und Lichterketten geschmückt und allerlei vom Staat geförderten Lustbarkeiten zugewandt. Denn die Syrer sollen nun die erneute Salbung ihres „einzigartigen Führers“ feiern, denn sie gerade mit der „Pflicht belohnt haben, die Nation zu verteidigen“, wie die *Syrian Times* schrieb.

Immerhin wird dem neuen deutschen Außenminister die Ehre zuteil, von Assad in seinem monstrosen Festungspalast hoch oben über der Hauptstadt empfangen zu werden, einem Bau, der eine gute Kulisse für eine Neufilmung von Charlie Chaplins *Großem Diktator* abgeben könnte. Aber ansonsten muß sich Fischer einem Hauptverständnis seiner Gastgeber unterwerfen, das „orientalisch“ zu nennen eine ausgesuchte Freundlichkeit wäre. Schon der jemenitische Präsident Sahleh hatte ihn warten gelassen, und so geht es weiter, Hauptstadt um Hauptstadt. Benjamin Netanjahu verschiebt ihn vom Vormittag auf den frühen Abend, um sich, mitten im Wahlkampf, seinen wildgewordenen Rabbinern zu widmen. Warten in Gaza auf Arafat, Warten in Beirut auf den Ministerpräsidenten, der vielleicht auch dabei As-

sad gehorchen mußte, dem wahren Herrscher des Libanons. Dito in Damaskus, ähnlich in Kairo, wo das Gespräch mit Präsident Mubarak ausfallen muß.

Falsch wäre es, derlei als mangelnde Wertschätzung für den deutschen Außenminister auszulegen, der stets gutgelaunt ist, obwohl er kaum mehr als ein paar Stunden pro Nacht schläft. Vielmehr ist für das Verhalten der Gastgeber verantwortlich, daß Joschka Fischer ja auch als EU-Ratspräsident kommt; zusammen mit dem Vizepräsidenten der EU-Kommission, Manuel Marin, und dem EU-Sonderbotschafter Miguel Moratinos. Das Trio soll zwar das ganze Gewicht der Europäischen Union zugunsten des Friedensprozesses in die Waagschale werfen. Doch ist gerade in Nahost das Gewicht des EU-Ganzen viel geringer als die Summe der Teile – weil diese sich nicht einig sind. Seit eh und je neigen die beiden Ex-Kolonialmächte England und Frankreich eher der arabischen Sache zu, derweil die Deutschen eine besondere Verpflichtung gegenüber Israel verspüren.

Fischer meint es ernst, als er in Yad Vashem, der israelischen Holocaust-Gedenkstätte, sagt: „Mir fällt es schwer, hier zu sprechen; das ist der schlimmste Teil der deutschen Geschichte.“ Auch wollen sich die Deutschen klugweise nicht in Nahost mit der amerikanischen Hauptmacht anlegen, wie es die Franzosen geradezu reflexhaft tun. Pflichtgemäß sekundiert Manuel Marin, der EU-Kommissar, in jeder Hauptstadt: „Klar, daß die USA die Haupt-, wir die Komplementär-Rolle spielen.“ Heraus kommt in der EU deshalb die Politik des allerkleinsten gemeinsamen Nenners.

### „Nicht irritiert“

Diese nährt natürlich auch das absurde Ritual, das von Gaza bis Beirut, von Damaskus bis Kairo abläuft. Erst spricht der eine Außenminister, dann der andere: „... fruchtbarer und freimütiger Gedankenaustausch über Fragen von gemeinsamem Interesse ... wurde dem Friedensprozeß große Bedeutung zugemessen ... konstruktives Gespräch ... herzliche Gastfreundschaft ...“ Nur in Jordaniens Hauptstadt Amman steigt die Wärme von Fischers Sprache; man merkt, daß er sich sorgt um die Zukunft des Landes nach dem Tod von Hussein.

Wer so verhalten auftritt und praktisch schon vorausseilend konstatiert, daß er weder die Macht noch den Willen hat, die Dinge wirklich zu formen, wird leicht zum Wartenden gemacht, ob in Jerusalem oder Damaskus. Außerdem: Der nächste Ratspräsident kommt ganz bestimmt, nämlich in sechs Monaten. Es zeugt von ebensoviel Selbstsicherheit wie Einsicht, wenn sich Fischer dann vom Verhalten seiner Gastgeber eben „nicht irritiert“ zeigt.

Vielleicht hat aber auch er andere Prioritäten. Als klar wird, daß sich am Sonntag in Paris die Kontaktgruppe der Großen Sechs treffen würde, um den Serben und Kosovaren einzuhalten, scheint Fischer geradezu erleichtert zu sein. Sofort wird das Programm umgeworfen, wird die letzte Station, Kairo, radikal zusammengestaucht. Noch eine letzte Pressekonferenz mit den Standardformeln im ägyptischen Außenministerium, und dann auf nach Paris. Denn wenn es um den Balkan-Konflikt geht, stimmen die Machtverhältnisse wieder; dort gibt es etwas zu tun für den deutschen Außenminister.